

Materielle Bedingungen historischer Kulturwissenschaft im Übergang von der Print- zur Digitalepoche: ein Versuch

Wolfgang E. J. Weber

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Weber, Wolfgang E. J. 2015. "Materielle Bedingungen historischer Kulturwissenschaft im Übergang von der Print- zur Digitalepoche: ein Versuch." In *Materialität(en) des Kultur- und Wissenstransfers in prä- und transnationalen Kontexten*, edited by Michael Gissenwehler and Katharina Reim, 7–19. Frankfurt am Main: Peter Lang Edition.



Wolfgang E.J. Weber

Materielle Bedingungen historischer Kulturwissenschaft im Übergang von der Print- zur Digitalepoche. Ein Versuch

Vorbemerkung

Wenn nicht alles täuscht, ist die historische Kulturwissenschaft Deutschlands in allen ihren diversen Verzweigungen derzeit hauptsächlich von zwei theoretisch-konzeptionellen Entwicklungen geprägt.¹ Erstens findet sie sich zunehmend in ihrer konstruktivistischen Prämisse erschüttert. Realität oder Wirklichkeit kann nicht mehr ohne Weiteres und fugenlos als je individuell und kollektiv durch Wahrnehmung, Sinnapplikation oder praxeologisch differenzierte Aneignung konstruierte Realität oder Wirklichkeit ausgewiesen werden. Vielmehr wird immer deutlicher, dass derartiger Konstruktivismus wissenschaftstheoretisch und empirisch auf wackeligen Füßen steht, mit eigenen ideologisch-herrschaftlichen Ansprüchen ihrer Vertreter verbunden ist und vor allem auf zunehmende Widerständigkeit der Dinge stößt. Mit anderen Worten: „der Einfluss der Welt, d.h. der geistunabhängigen Wirklichkeit, auf [die] Prozesse der Sinnkonstruktion“ ist nicht länger als „gering [zu] erachten“, sondern muss im Gegenteil hoch veranschlagt werden.² Oder noch anders ausgedrückt: Im Gegensatz zur Annahme der „klassischen Handlungstheorie, dass allein in der Innenwelt des Subjekts die Gründe liegen, wieso Handlungen in der Außenwelt vollzogen werden“, aber auch im Gegensatz zum konstruktivistischen Empirismus, der Erfahrung als selbstbewusste Aktivität des weltaneignenden Subjekts betrachtet, muss zumindest von einer Befähigung der Dinge zur Irritation des Subjekts, von einer auch passiven Dimension der subjektiven Erfahrung, mit-

1 Aus der Fülle der aktuellen Literatur seien hier lediglich genannt: Cultural History in Europe. Institutions – Themes – Perspectives. Hrsg. von Joachim Rogge. Bielefeld 2011, und Achim Landwehr: Kulturgeschichte. Stuttgart 2009. – Der Aufsatz bietet den durchgesehenen und lediglich um die unverzichtbaren Fußnoten ergänzten Tagungsbeitrag.

2 Peter Isenböck: Sinn und Materialität – Herausforderung einer postkonstruktivistischen Theoriebildung. In: Konstruktion und Geltung. Beiträge zu einer postkonstruktivistischen Sozial- und Medientheorie. Hrsg. von Joachim Renn [u.a.]. Wiesbaden 2012, S. 119-136, hier S. 120.

hin einer Eigenwirkung der Materialität, die diese als mehr ausweist als eine „Projektion des menschlichen Geistes“, ausgegangen werden.³

Zweitens ist für die aktuelle Lage der historischen Kulturwissenschaft gleichwohl festzustellen, dass sie dominiert wird von der Tendenz, „die gesamte Kultur auf ein Symbolsystem und ihre Interpretation auf die Deutung von Symbolen [zu] reduzier[en]“.⁴ Diese meist nur oberflächlich reflektierte, vorwaltende Tendenz lässt als legitime methodische Zugangsweisen letztlich aber nur die sattsam bekannte Texthermeneutik und die subjektiv-empathische Entzifferung der Bedeutung von Alltagshandeln zu.⁵ Was dadurch ausgeblendet oder zumindest marginalisiert wird, sind eben die materiellen Bedingungen individueller und kollektiver Existenz und Handlung bzw. deren Erforschung, die der Postkonstruktivismus zu Recht als Welt eigener Art und eigener Wirkung, mit anderen Worten als prinzipiell subjektunabhängige Determinante menschlicher Wahrnehmung, Einschätzung und Verhaltensgestaltung, einschätzt.

Wenn diese allgemeine Diagnose zutrifft, erhebt sich die Frage, wie sie konkretisiert und in eine überzeugende Therapie, die Konzeptualisierung einer postkonstruktivistisch ergänzten oder gar genuin postkonstruktivistischen historischen Kulturwissenschaft, überführt werden kann. Ich komme damit zum sachthematisch-materiellen Teil meines Versuchs. Eine zumindest vordergründige Plausibilität und Überzeugungskraft ist ja immer dann gegeben, wenn an der konkreten Lebenswelt des Publikums oder besser der Diskursteilnehmer, die sich derartiger Argumentation konfrontiert sehen, angesetzt wird. Ich unternehme daher im Folgenden einen kleinen wissenschaftshistorischen Versuch in Bezug auf die historische Kultur- beziehungsweise die Geschichtswissenschaft, in den auch massiv persönliche Erfahrungen eingehen, und schneide diesen Versuch auf die Perspektive des Übergangs von der vor-digitalen zur digitalen Epoche geschichtswissenschaftlich-kulturhistorischer Fachpraxis zu.

Natürlich liegen angesichts der Fundamentalität des Umbruchs auch bereits einige einschlägige Darstellungen vor. Diese beschränken sich allerdings, wenn ich recht sehe, im Wesentlichen auf fachkulturkonservativ-nostalgische bis pessimistische Klagen und innovationsfreudige bis optimistische Einführungen

3 Isenböck, Sinn und Materialität [wie Anm. 2], S. 127, 132 und 133.

4 Wolfgang Reinhard: Manchmal ist eine Pfeife wirklich nur eine Pfeife. Plädoyer für eine materialistische Anthropologie. In: Saeculum 56 (2005), S. 1-6, hier S. 8.

5 Vgl. dazu in erfrischend kritischer Diktion Michael Maurer: Alte Kulturgeschichte – Neue Kulturgeschichte? In: Historische Zeitschrift 280 (2005), S. 281-304.

und Handreichungen für die digitale Fachpraxis ohne eingehenderen wissenschaftstheoretischen oder – historischen Anspruch.⁶

Materialität in der Geschichts- beziehungsweise historischen Kulturwissenschaft der vordigitalen Epoche

Dass Text und Textträger in Gestalt von Einzelblatt, Mehrfachblättern und gebundenen Vielfachblättern, also des Buches das geistes- bzw. kulturwissenschaftliche *Wissenschaftssystem in seiner traditionellen, seit Beginn des 19. Jahrhunderts* etablierten Form geprägt haben, ist eine Binsenweisheit. Systematische Untersuchung hat dieser Sachverhalt zumindest im Hinblick auf den hier interessierenden Disziplinierungskomplex jedoch noch nicht gefunden. Wir sind bezüglich seiner Rekonstruktion daher wesentlich auf Einzelnachrichten bzw. -erfahrungen, Ableitungen und Hypothesen angewiesen. Die ungünstige Quellenlage hat freilich auch damit zu tun, dass die klassischen Historiker oder historischen Kulturwissenschaftler ihre professionelle Praxis weder explizit dokumentierten noch kritisch reflektierten, sondern entweder für unwichtig erachteten oder bewusst versteckten, um sich den Nimbus genialer Mühelosigkeit kraft geistiger Begnadung von oben aneignen zu können.

Zu konstatieren ist gleichwohl allerhand. Zunächst ausdrücklich die im Eingangssatz dieses Kapitels festgestellte fast völlige Ausblendung des Objekts, des Bildes und des Ensembles als Quellen und sogar gegebenenfalls mögliche Medialformen der Ergebnisdarstellung. Woher das Text- und Buchmonopol stammt beziehungsweise welche Vorstellungen der Geringschätzung derjenigen kulturhistorischen Richtungen zugrunde lagen, die sich im Gegensatz zur etablierten Geschichtswissenschaft eben auch oder sogar vornehmlich mit derartigen außertextlichen Quellen befassten und befassen, dürfte klar sein: Es ist die protestantische Prägung, die von der Bibel und der Bibelhermeneutik ausgeht, auf die Erkenntnis der Geschichte als Gedanken oder Fingerzeige Gottes angelegt ist und den Text beziehungsweise die Textaussage deshalb geradezu heiligt, was eine definitive Überschätzung bedeutet, auch wenn der durch allein den Text

6 Vgl. etwa einerseits Martin Warnke: *Betriebssysteme der Wissenschaft*. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaften* 7 (2012), S. 152-156, und andererseits Martin Lengwiler: *Geschichtswissenschaft in the making. Skizze einer Praxisanalyse historischer Forschung*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 62 (2012), S. 268-286; der Aspekt der Materialität ist hier nicht systematisch entfaltet, aber richtig einbezogen.

gebotenen Informations- und damit Erkenntnisdichte unzweifelhaft ein Eigenwert zukommt.⁷

Eine intendierte Berücksichtigung der Materialität jeglichen Textträgers und Textes ist ebenso unzweifelhaft mit dem Postulat der sogenannten äußeren Quellenkritik verbunden. Prüfung der Beschreibmaterialien, der Schreibgeräte und Schreibstoffe, der Schriftformen, der Gestaltung des beschriebenen Blattes – diese Forderungen und Handwerkstechniken betrafen und betreffen in der vollen Bandbreite indessen nur originale handschriftliche Textquellen. Typographisches, also gedrucktes Quellengut bringt zwar zusätzlich die Prüfung der Bindung und der paratextuellen Gestaltung mit sich, engt das materielle Prüfungsspektrum aber zum Beispiel im Hinblick auf die Beschriftungstechnik und die Schreibstoffe entsprechend ein. Noch wichtiger erscheint, dass derartige äußere Quellenkritik am Original seit der Mitte des 19. Jahrhunderts schon bald in den Hintergrund trat zugunsten der bequem zugänglichen, bereits entsprechend geprüften Edition. Schon am beginnenden Ende des vordigitalen Zeitalters, um 1980, dürfte die Anwendung äußerer Quellenkritik eine Ausnahme dargestellt haben, erst recht ist sie es heute.⁸

Nichtsdestotrotz war und ist auch die Textquellenauswertung mit medial-materiell vorgegebenen, also quasi erzwungenen Praktiken verbunden. Auch der klassische protestantische deutsche Historiker, dem jeder Text und zumal jedes Buch letztlich ein kostbares, geradezu heiliges Zeugnis des Wirkens Gottes war, hatte sich auf das gegebene Beschreibstoffformat, die Schriftgröße, die Kolumnen- und Marginalengestaltung, gegebenenfalls die Bindung, den Erhaltungszustand und die Gebrauchsfähigkeit dieses Mediums einzulassen. Er benötigte eine entsprechende Gestaltung seines Arbeitsplatzes, gegebenenfalls technische Präsentationshilfen wie einen Buchständer, Ausleuchtung und Sehhilfen, etc. Im

7 Vgl. hierzu meine Ausführungen Wolfgang E. J. Weber: Protestantismus, Historismus, Borussianismus. Voraussetzungen und Dimensionen des Geschichtsbildes im Deutschland des 19. Jahrhunderts. In: Konstruktion von Geschichte. Jubelrede – Predigt – protestantische Historiographie. Hrsg. von Klaus Tanner. Leipzig 2012 (= Leucorea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie 18), S. 207-320, und ders.: Protestantismus, Universität und Wissenschaft. Kritische Bemerkungen zu einer historischen Aneignung. In: Spurenlese. Wirkungen der Reformation auf Wissenschaft und Bildung, Universität und Schule. Hrsg. von der Reformationsgeschichtlichen Sozietät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Leipzig 2014 (= Leucorea-Studien 22), S. 19-38.

8 Dessen ungeachtet räumen auch jüngere Einführungen in das geschichtswissenschaftliche Arbeiten der äußeren Quellenkritik mehr oder weniger ausgedehnten Platz ein.

Lesen zwang ihn die Sequentialität der Darstellungsform zur ebenso sequentiellen Informationsaufnahme und gab ihm diese Darstellungsform die Art und Reichweite analytischer Textzergliederungsmöglichkeit vor. Von der Informationsaufnahme bewegte sich die wissenschaftliche Praxis weiter zur Informationsselektion mittels Unterstreichung, Einfärbung besonders relevant erscheinender Passagen, Merktzetteleinlage und zur Informationszwischen-speicherung beziehungsweise zur vom jeweiligen Erkenntnisinteresse geleiteten Informationsverdichtung mittels selbst- oder unselbstständigem, groß- oder kleinformatigem Exzerpt sowie gegebenenfalls dessen Umsetzung oder Fortentwicklung zum Karteizettel, deren je nach Bedarf wechselnde Ordnung im ein Einheitsformat voraussetzenden Karteikasten erfolgt. Auch der Wechsel von der Quellenauswertung zur Befunderfassung und Befunddarstellung im Artikel oder – viel entscheidender – dem Buch hatte unvermeidlich Bedingungen der Materialität zu folgen. Die Karteikastennutzung beziehungsweise Kartenauswertung musste unter Einsatz mechanischer Hilfen erfolgen, geläufig war offenbar auch die Auslage von Zetteln in wechselnder Ordnung auf der Schreibtisch- oder einer sonstigen Fläche bis hin zum Fußboden. Die Manuskripterstellung unterlag den Begrenzungen und der Ordnung der Blattfläche. Gelegentlich wird vom Einsatz verschiedener Tinten oder sonstiger Schreibstoffe berichtet. Ein eigenes Kapitel stellt bis heute die Hinzufügung ergänzender Notizen per Büroklammer oder Post-it-Zettel und die wechselnde Nummerierung der Manuskriptblätter, deren Anreicherung durch neu eingeschobene Blätter, und Ähnliches dar.⁹

Dass das Setzen der Druckvorlagen direkt vom Manuskript nicht nur aufwändige Begleitung und Kontakt durch den Autor erforderte, ist hinlänglich bekannt. Die breitflächige Einführung der Schreibmaschine seit um 1880 war mit neuen technischen Anpassungserfordernissen verbunden, die zunehmend über menschliche Schreibhilfen umgesetzt wurden. Welches Vorherbedenken

9 Aus den Editionen von Historikerbriefen oder -tagebüchern lassen sich derartige Informationen kaum entnehmen; sie werden entweder schon gar nicht notiert oder als unerheblich aussortiert. Entsprechend ist man wie oben vermerkt auf mündliche Mitteilungen und die eigene Erfahrung verwiesen. Dagegen ist die Erforschung der frühneuzeitlichen Gelehrtenpraxis erheblich weiter vorangeschritten, weil in ihrer Relevanz erkannt, vgl. Helmut Zedelmaier: Gelehrtes Wissensmanagement in der Frühen Neuzeit. In: Die Frühe Neuzeit als Epoche. Hrsg. von Helmut Neuhans. München 2009 (= *Historische Zeitschrift*. Beiheft N.F. 49), S. 77-89; Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit. Hrsg. von Helmut Zedelmaier und Martin Mulsow. Tübingen 2001 (= *Frühe Neuzeit* 64); Lesen, Kopieren, Schreiben. Lese- und Exzerprierkunst in der europäischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Hrsg. von Elisabeth Décultot. Berlin 2014.

und welche Disziplin in den Formulierungen die noch lange sehr eingeschränkten Korrektur- und Ergänzungsmöglichkeiten erzwangen, ist heute schon kaum mehr nachvollziehbar. Dagegen scheinen sich die Vorgaben der Verleger vergleichsweise noch in Grenzen gehalten zu haben. Wir lesen von Umfangslimitierungen und gelegentlichen Wünschen nach übersichtlicher Gliederung oder der Aufnahme eines Bildes, um das immer mit adressierte allgemeinere, gebildete Publikum besser zu erreichen. Bis kurz vor dem Ende der Printepoche fehlte aber noch weitgehend der heute kennzeichnende ökonomische Optimierungsdruk, der bis in die Titelformulierung (möglichst Aufmerksamkeit erregend), natürlich die Umschlagsgestaltung, aber eben auch die Art der Gliederung, die Beifügung von Indices oder nicht, aber auch den Duktus und Stil der Darstellung reicht.¹⁰

Lassen sich über diese eher augenfälligen materiellen Determinanten des Forschungs- beziehungsweise Veröffentlichungsprozesses hinaus auch entsprechende Bedingungen des wissenschaftlichen Diskurses festmachen? Natürlich ist auch der viel beschworene Prozess der Rezeption, Prüfung und Akzeptierung oder Verwertung der eingebrachten Argumente durch die Fachkollegen, der seit spätestens um 1900 auch wissenschaftstheoretisch-explizit den eigentlichen Charakter der Wissenschaft ausmacht, ‚äußerlich‘, wie auch hier die zeitgenössische Bezeichnung lautet, keineswegs frei. Der orale, persönliche Argumentationsaustausch unterliegt sowohl allen bekannten sozialen Bedingungen der Kommunikation als auch materiellen Bedingungen bis hin zur Raumgröße und -gliederung, der Tischbreite oder der Anordnung und Bequemlichkeit der Stühle. Der mediale Austausch ist wieder auch von der Gunst und den Vorgaben der Skriptographie und der Typographie abhängig. Hinzu kommen kommunikative Faktoren von der Verbreitung der Texte beziehungsweise Drucke per wie immer gearteter Post bis hin zu deren Präsentation oder Zugänglichkeit im Regal.¹¹

10 Systematische Forschungen zum geschichtswissenschaftlichen Rezensionswesen unter Beachtung der materiellen Aspekte fehlen. Auch die Philologie beginnt sich erst allmählich dieser für den wissenschaftlichen Diskurs entscheidenden Gattung anzunehmen, vgl. etwa Maria Walch: Zur Sprache von frühen deutschsprachigen Buchanzeigen und Rezensionen. In: Textarten im Sprachwandel nach Erfindung des Buchdrucks. Hrsg. von Reinhard Große und Hans Wellmann. Heidelberg 1996, S. 269-288.

11 Dass sich alle (Kultur-) Historiker dieser Besonderheiten auch ihres Diskurses – und deren entscheidender Relevanz – bewusst seien, kann freilich ganz und gar nicht behauptet werden. Stattdessen herrscht ein naiver Idealismus und empirievergessener

Zum Rezensionswesen als dem Kerngeschäft dieses Zusammenhangs sei nur dies festgehalten: Es entwickelte sich relativ spät, wurde im Grunde bis heute nicht in den Ausbildungskanon der Profession aufgenommen und unterlag auch seitens der Zeitschriftenredaktionen – von wenigen spektakulären Ausnahmen abgesehen – umfangmäßig strenger Limitierung. Erst die Herausforderung des (protestantischen) national- bzw. politikgeschichtlichen historistischen Mainstreams durch (katholische und) kultur- oder sozialgeschichtliche Richtungen und außernationale Einflüsse belebte das Besprechungsgeschäft entscheidend, von den häufig überschätzten internen Kontroversen abgesehen. Immerhin ist zu notieren, dass sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Konsens dahingehend zu formieren begann, dass grundsätzlich alle professionell erarbeiteten Argumente fachwissenschaftlich publiziert und geprüft werden sollten, sich dieser Vorgang also nicht nur auf die national-politisch ‚wertvollen‘ oder ‚fruchtbaren‘ Beiträge zu beschränken habe.¹²

Rationalismus vor. Die bahnbrechende Konzeption eines Ludwik Fleck ist weitgehend unbekannt. Vgl. dazu jetzt: Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis. Hrsg. von Božena Choluj und Jan C. Joerden. Frankfurt/M. [u.a.] 2007 (= Studien zur Ethik in Ostmitteleuropa 11) – der materialistische Aspekt bleibt also noch unterbelichtet; Peter Stachel: „Was ist eine Tatsache?“ – Ludwik Flecks Beitrag zur Wissenschaftssoziologie und Erkenntnistheorie. In: Jahrbuch des Simon-Dubnow – Instituts 3 (2004), S. 351-382; ... was überhaupt möglich ist. Zugänge zum Leben und Denken von Ludwik Fleck im Labor der Moderne: Materialien einer Ausstellung. Hrsg. von Birgit Griessecke. Berlin 2002.

- 12 Wesentliche Dimensionen und Aspekte der sich wandelnden Technik des Aufschreibens und von deren Folgen für die Wissenschaft hat freilich in vielfach schwer nachvollziehbarer Weise Friedrich Kittler erforscht und dargelegt, vgl. ders.: Aufschreibesysteme 1800-1900. München 2004, und jetzt dessen einschlägige Aufsätze in: Die Wahrheit der technischen Welt. Essays zur Genealogie der Gegenwart von Friedrich Kittler. Hrsg. von Hans-Ulrich Gumbrecht. Berlin 2013, sowie zur – wegen seines eigenartigen wissenschaftlichen Zugriffs gehemmten – akademischen Karriere Kittlers: Aufschreibesysteme 1980/2010. In memoriam Friedrich Kittler. In: Zeitschrift für Medienwissenschaft 6 (2012), S. 114-147. Ebenfalls stärker der technischen Voraussetzungen ihrer Tätigkeit und Wirkungen zumindest punktuell bewusst erscheint die Soziologie, vgl. exemplarisch Carsten Zorn: Der Zettelkasten der Gesellschaft. Medientheorie als Gesellschaftstheorie: eine Luhmann-Relektüre. Bielefeld 2003. Auf die materialistische Medienwissenschaft, die sich freilich ebenfalls nicht mit dem Arbeitsbereich der Geistes- oder Kulturwissenschaft zu befassen scheint, kann hier nicht eingegangen werden.

Nach 1918 und nach 1945 machte sich für mehr oder weniger lange Jahre aber auch der durch den Finanz- und Papiermangel bedingte materielle Druck bemerkbar, der die Auswahl- beziehungsweise Prioritätsfrage neuerlich verschärfte. Ab der Mitte der 1960er Jahre kam der Wirtschaftsaufschwung der Sozialgeschichte zugute, die deshalb fach- und allgemeinöffentlich ungeahnte Präsenz zu entfalten vermochte, übrigens mittels auch der breitflächigen Wendung zum billig herstellfähigen, breit absetzbaren Taschenbuch. Die Bielefelder Richtung der deutschen Geschichtswissenschaft setzte sich nicht nur kraft Brillanz ihrer Argumente beziehungsweise der Plausibilität ihrer Perspektiven, die der Zeitgeist stiftete, durch, sondern auch infolge der Gunst des Papier-, Druck- und Verlagsgewerbes sowie natürlich der Disziplin, effektiven Arbeitsorganisation und dichten Kommunikation und Vernetzung ihrer Protagonisten. Es ist mehr als eine Vermutung, dass diese Vorzüge auch die professionellen Arbeitstechniken einschlossen, also die unvoreingenommene, zielgerichtete Nutzung sämtlicher jetzt möglicher neuer Verfahren der Quellenbeschaffung, -reproduktion (Kopierer, Film) und -auswertung sowie im Informationsmanagement, der Manuskripterstellung und der übrigen Stationen bis hin zur fertigen Publikation. Ebenfalls zumindest hohe Wahrscheinlichkeit dürfte der Annahme zukommen, dass methodisch die Anlehnung an die Sozialwissenschaften und konzeptionell der manchmal krude, ursprünglich marxistische Materialismus der Sozialgeschichte im Verbund mit der scharfen Konkurrenzsituation und dem eigentümlich missionarischen Geschichts- bzw. Weltdeutungs- und -erklärungs willen die Bereitschaft nochmals verstärkte, sich bewusst und zielorientiert aller aktuell zur Verfügung stehenden materiellen und organisatorisch-betriebswirtschaftlichen Mittel zur Durchsetzung des eigenen Ansatzes zu bedienen. Zunfteigenes praktisches Informationsmanagement im Effizienzhorizont soll erstmals in Bielefeld und an der FU Berlin integrierter Gegenstand der historisch-kulturwissenschaftlichen Ausbildung gewesen sein. Nach meinem Eindruck geht außerdem die geradezu fabrikmäßige Zerlegung des Produktionsprozesses und die Auslagerung bestimmter Teile an studentische und andere Mitarbeiter vornehmlich auf diese historische Situation der ausgehenden 1970er und frühen 1980er Jahre zurück. Da die etablierten Richtungen sich gegen derartige Großangriffe entsprechend wehren mussten, trat allseits Ernüchterung über das professionelle Geschäft ein, lichteteten sich die protestantischen Nebel biblischer Textsakralität ebenfalls wie diejenigen nationalpolitisch-staatskundlicher Indoktrination, verbesserten sich die Chancen szientistisch-unpräventiöser, selbstverständlich auch technisch-praktisch vorbehaltloser, lediglich um Effizient bemühter Geschichtsbefassung. Als ein eigenes Sonder-

gebiet, das den Übergang zur Digitalepoche vorbereitete, ist an dieser Stelle die teils bereits EDV-gestützte Statistische Datenverarbeitung zu nennen.¹³

Dem Aufbruch der Historischen Anthropologie und Mentalitätsgeschichte um 1980 sind aus meiner Sicht einerseits weitere Intensivierungen dieser Großtrends zuzuschreiben, allerdings weniger intendiert als nichtintendiert-sekundär, durch das nochmals verschärfte Konkurrenzsystem und seine Dynamiken. Andererseits öffneten sich vorübergehend genuin materialistische Horizonte durch partiellen Rückgriff auf die Dinge des Alltags als Determinanten der Alltagskulturen und damit das Objekt als Quelle in zuvor unbekannter Qualität.¹⁴ Allerdings gingen diese Ansätze wie eingangs angesprochen schon bald wieder im Konstruktivismus und Symbolkulturalismus unter. Mit der Materialität der Gelehrten- oder Wissenschaftlerpraxis haben sich deshalb auch Historische Anthropologie, Alltagsgeschichte und Wissenschaftskulturgegeschichte bis heute nur punktuell befasst. Vielmehr kehrten triumphal Text und hermeneutische Textwissenschaft zurück, wiewohl auch in Verkleidung als orales oder filmisches, durch Tonband, Projektor, und so weiter zu erfassendes und technisch entsprechend neuartig auszuwertendes Medium.

Materialität in der Geschichts- beziehungsweise historischen Kulturwissenschaft der digitalen Epoche

Zu den besseren Klagen über die mit der Digitalisierung des im vorliegenden Fall historischen Geschäfts verbundenen Veränderungen gehört diejenige des Kunst-

13 Einschlägige systematische Studien zur Bielefelder Schule fehlen. Ansätze liefert in seinen umfassenderen Studien zum geschichtswissenschaftlichen Publikationswesen Olaf Blaschke: Verleger machen Geschichte. Buchhandel und Historiker seit 1945 im deutsch-britischen Vergleich. Göttingen 2010 (= Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts 22); Geschichtswissenschaft und Buchhandel in der Krisenspirale? Eine Inspektion des Feldes in historischer, internationaler und wirtschaftlicher Perspektive. Hrsg. von Olaf Blaschke. München 2006 (= Historische Zeitschrift. Beiheft N.F. 42); ders.: Reputation durch Publikation? Wie finden deutsche Historiker ihre Verlage? Eine Umfrage. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 55 (2004), S. 598-620.

14 Vgl. exemplarisch Bill Bryson: Eine kurze Geschichte der alltäglichen Dinge. München 2011; Manfred Russo: Tupperware & Nadelstreif. Geschichte über Alltagsobjekte. Wien 2000. Auf die Verzweigung der Sammlungs- und Sammlungskulturgegeschichte kann hier nicht eingegangen werden.

historikers Martin Warnke aus diesem Jahr.¹⁵ Seine Ausführungen konzentrieren sich allerdings auf die Konsequenzen der Digitalisierung im Vorfeld der Forschung. Beginnen wir deshalb ebenfalls dort.

Auch an den Universitäten sind bzw. werden mittlerweile betriebliche Anwendungssysteme installiert, die „die Möglichkeitsbedingungen für jedwede Arbeit, die sie modellieren, [schaffen]“.¹⁶ Termingebunden und formularfixiert bis zum Zeichenmaximum fordern diese Systeme inhaltlich vorprogrammierte und nicht zuletzt vollständige, nur dann akzeptierte Eingaben, ohne deren Erledigung letztlich die Marginalisierung oder – etwa im Hinblick auf den Web-Auftritt der einschlägigen Betriebseinheit oder die zentrale Forschungsdatenbank – die Unsichtbarkeit droht. Regelmäßig werden diese Einträge von kurzfristig beschäftigten studentischen Hilfskräften erledigt, weil der professionelle Wissenschaftler nicht noch mehr von seiner kostbar gewordenen Zeit für sein eigentliches Geschäft stehlen lassen kann oder will. Mit dieser letztlich unerlässlichen Auslagerung wächst jedoch die Abhängigkeit von der Hilfskraft, der Verwaltung und der virtuellen Materialität des digitalen Mediums, besonders deutlich spürbar etwa auch bei der Veranstaltungsraumzuteilung und -verwaltung. Hinzu kommt die mit der digitalen Verwaltung verbundene Dokumentation und damit Kontrollermöglichkeit bzw. Ermöglichung betriebswirtschaftlicher Optimierung der eingesetzten Arbeitsmittel und Arbeitszeiten sowie der Verteilung der Zeit auf Lehre, Forschung, Administration und Drittmittelakquise.

Der wachsenden Ermöglichung bequemster Quellenrecherche und Quellenauswertung am Bürocomputer jedenfalls im Hinblick auf Texte und Bilder – das originale Objekt ist erneut ausgeschlossen – stehen die Verweigerung der Ausleihe von Originalen bzw. die wachsende Begründungspflicht für Dienstreisen zwecks Autopsie gegenüber. Im Übrigen erzwingt gerade der PC eine wenig

15 Warnke, Betriebssysteme [wie Anm. 6].

16 Ebd., S. 152. Die folgenden Ausführungen stützen sich wie vermerkt vornehmlich auf eigene Erfahrungen sowie den wenigen meist durchgehenden affirmativen Erörterungen digitaler Historikerarbeit, darunter Lengwiler, Geschichtswissenschaft [wie Anm. 6] (die einschlägigen Passagen); Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zur Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft. Hrsg. von Anne Kwaschik und Mario Wimmer. Bielefeld 2010 (dto.); Olaf Blaschke: Vom Papier zum Pixel? Das geistes- und kulturwissenschaftliche Buch im digitalen Zeitalter. In: Digitale Arbeitstechniken für die Geistes- und Kulturwissenschaften. Hrsg. von Martin Gasteiner und Peter Haber. Wien [u.a.] 2010, S. 165-184 (auch andere einschlägige Beiträge!), sowie den entsprechenden Passagen etwa bei Wolfgang Schmale: Digitale Geschichtswissenschaft. Wien [u.a.] 2010. Es ist klar, dass die Beschreibung und Empfehlung der digitalen Praxis noch keineswegs deren kulturhistorische Erforschung bedeutet!

variationsfähige, aufwendige, schließlich ergonomisch von Experten zu optimierende Ausstattung und Handhabung des Arbeitsplatzes. Der Sequentialität der Informationsentnahme aus Textquellen ist zwar höchstens ansatzweise zu entgehen; dafür haben sich die Möglichkeiten der Textzergliederung und Anwendung von Zählverfahren allerdings strikt nach vorgegebenen Mechanismen erheblich verbessert. Ob die digitalen Möglichkeiten der Ersetzung der Notizzettel, Karteikarten und Karteikästen als effizienter einzuschätzen sind als deren materiell-konkrete Vorläufer, ist umstritten, von den Vorteilen der Masseninformationsverwaltung durch die EDV abgesehen. Aber auch hier zählt die rigorose Einpressung in vorgegebene, nicht unkomplexe Formen, Möglichkeiten und Arbeitssequenzen zu den eindrucksvollsten Erfahrungen zumindest derjenigen Generationen, die selbstbestimmtere Arbeitsweisen gewohnt sind.

Mit dem Zusammenfallen von Manuskript und Druckvorlage sind neue, zuvor nicht in das Arbeitsfeld jedenfalls des Geschichts- oder historischen Kulturwissenschaftlers gehörende, von außen vorgegebene, allerdings wieder auslagerbare Leistungen zu erbringen. Die bereits angesprochene Konditionierung durch die jetzt virtuelle Materialität der Publikation hat nochmals zugenommen: unausweichliche Format- und Zeichenzahlvorgaben, die Beschränkung auf vorgesehene bzw. zur Verfügung stehende Sonderzeichen, Schriftarten- und Layoutzwang freilich auf der Basis nahezu paradiesisch erweiterter Gestaltungsmöglichkeiten, dennoch noch immer hohe Hürden für die Bildaufnahme, vor allem bei Lexika die Bedienung sog. Autorentools usw. Mit der digitaltechnischen Konditionierung geht die Verpflichtung des Autors auf Absatzoptimierung mittels Verwendung verkaufsträchtiger Titel, Kapitelüberschriften u.ä. einher; aus ihr kann sogar die Erzwingung des Einbaus bestimmter, als besonders verkaufsfördernd eingeschätzter Motive, Themen, Personen oder Abbildungen erwachsen. Die dann gefertigte digitale Publikation kann keine haptische Qualität erzeugen, ihre software- und hardwarebedingte tatsächliche oder zu vermutende begrenzte Haltbarkeit, von der letztlich ökonomisch diktierten Bereithaltezeit abgesehen, steht diametral im Gegensatz zum offenen oder heimlichen Bestreben jedes Historikers oder Kulturwissenschaftlers, ein nachhaltiges, wenn nicht sogar klassisches Werk vorzulegen. Gegenwärtig scheint sich allerdings eher noch ein gespaltenen Publikationsmarkt zu entwickeln oder zu festigen: DVD- und Internet-Publikationen im Kern vom und für den jüngsten und jüngeren Fachnachwuchs, die gleichwohl noch immer lediglich marginal rezipiert werden, Paperbacks ausgestoßen vom mittleren Fachestablishment, traditionell bis üppig ausgestattete, gebundene Werke von der und für die Fachelite und deren außerfachlichem, ständig schrumpfenden bildungsbürgerlichen Anhang.

Zur damit angesprochenen Veränderung des wissenschaftlichen Diskurses durch die Digitalisierung und das Internet ist bekanntermaßen schon viel Beachtenswertes geschrieben worden, allerdings kaum im Hinblick spezifisch auf die Geschichts- bzw. historische Kulturwissenschaft. Der ungeheuren Ausdehnung des Erfassungsraumes und der Schnelligkeit der Suche bei der digitalen Quellen- und Literaturrecherche stehen eine entsprechend wachsende Unsicherheit hinsichtlich dennoch der Vollständigkeit sowie der Qualität des Erfassten, entsprechende Unübersichtlichkeit, ferner zunehmend deutlicher Zeitknappheit darin, alle diese Probleme zu beseitigen, gegenüber. Im zentralen Rezensionswesen ist einerseits eine digitale Produktions- bzw. Angebotsexplosion, oft verknüpft mit einem deutlichen Qualitätsniedergang, bedingt auch durch zunehmende Beteiligungsverweigerung etablierter Fachvertreter, festzustellen, die die einzelne Besprechung zunehmend als ‚ohnehin belanglos‘ erscheinen lassen kann. Andererseits beginnen auch gerade hier ein zunehmender Zwang zur Einhaltung formaler Vorgaben sowie kollektive redaktionelle Eingriffe ebensolche Gleichförmigkeit und Sterilität, aber auch neue Routinen zu erzeugen.¹⁷

Eine weniger materiell-mediale, vielmehr ökonomistische Determinierungsdynamik ist schließlich durch die Verknüpfung von Publikationsfrequenz und Publikationsinhalt mit Evaluation, Ranking und dem sog. Rights Management entfesselt. Zuvor frei benutzbare Quellen, Quellenteile und selbst Darstellungen werden direkt oder indirekt zunehmend zahlungspflichtig, mit der Folge von Vermeidungsstrategien, Anpassung der Themenwahl oder des kostengünstigeren Erwerbs nur zeitlich limitierter Lizenzen, d.h. entsprechende Publikationen scheiden vorprogrammiert aus dem Diskurs aus. Andere Konsequenzen und Wirkungen für die historischen Kulturwissenschaften lassen sich derzeit noch kaum absehen.¹⁸

17 Peter Helmberger: Historische Rezensionen im Internet. Entwicklung-Probleme-Chancen. In: *Historical Social Research* 29 (2004), S. 173-185; Daniel Burckhardt: Aggregieren und indizieren statt produzieren. Der Aufbau einer Rezensionsdatenbank bei Clio-Online. In: *Datenbanken in den Geschichtswissenschaften*. Hrsg. von Ingo Jonas. Frankfurt/M. 2005, S. 181-194. Zum Aspekt der Routinenerzeugung vgl. lehrreich etwa Lucia d'Adderio: Artefacts at the centre of routines: performing the material turn in routines history. In: *Journal of Institutional Economics* 7 (2011), Nr. 2, S. 197-230.

18 Heinrich Hartmann: Qualität in der historischen Forschung. Möglichkeiten und Fallstricke einer ausstehenden Debatte. In: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 62 (2012), S. 191-203; Werner Plumpe: Der Wert der Wissenschaft. In: Ebd., S. 204-206; Mario Wimmer: Über die Wirkung geschichtswissenschaftlicher Texte oder warum impact eine zu einfache Lösung für ein komplexes Problem ist. In: Ebd.,

Fazit

Ich breche an dieser Stelle ab und komme zu einem knappen Resümee. Unser Versuch einer Rekonstruktion wichtiger materieller Bedingungen und Determinanten historisch-kulturwissenschaftlicher Forschung konnte eine Reihe ehemals geltender, heute teilweise noch geltender und mittlerweile durch die Digitalisierung ergänzter oder ersetzter einschlägiger Aspekte, Faktoren und Dimensionen identifizieren. Zudem erwies sich an mancher Stelle zumindest in einem ersten Durchgang, dass sich diese materialistische Perspektive gut zur kritischen Hinterfragung von Selbststilisierungen und Geltungsansprüchen von Historikern bzw. historischen Kulturwissenschaftlern einsetzen lässt. Obwohl künftige Untersuchungen diese Befunde noch zu erhärten haben werden: die materialistisch ergänzte oder orientierte Wissenschaftsgeschichte der Geschichts- oder historischen Kulturwissenschaft kann unzweifelhaft als vielversprechender, innovativer Forschungsansatz betrachtet werden.